

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker

Nicolai, Friedrich

Berlin [u.a.], 1776

Siebenter Abschnitt.

urn:nbn:de:gbv:45:1-393

muß gebauet werden, alsdenn wird ein kluger Mann nicht versäumen, es auf eine andere Stelle zu setzen, und den Weg ganz gerade zu machen. Sey mit dem zufrieden, was du hast thun können, und überlaß das übrige der Nachkommenschaft.



Siebenter Abschnitt.

Hier hielt Sebaldus mit Lesen inne, und fragte seine beiden Zuhörer, was ihnen dazu dünkte.

Van der Kuit antwortete: „Hm! solch Buch sollte sich wohl verkaufen, und sah dabey mit sonderbar schlauer Mine, den Domine an.

Domine de Hysel, versetzte mit niedergeschlagenen Augen: „das mag mein Herr van der Kuit am besten verstehen.“

Van der Kuit that noch einige Fragen, um den Domine auszuholen. Dieser aber wich aus, kam auf eine andere Rede, fragte, ob von Sebaldus Journale nicht ein neues Stück heraus gekommen sey, sah nach seiner Uhr, sagte, daß er eilen müßte, empfahl sich, und gieng fort.

Sebaldus ließ seine fertigen Hefte in den Händen des Buchhändlers, bat ihn die Sache zu überle-

gen, und gieng, weil eben einer der ersten Frühlingstage war, sehr zufrieden, seinen Lieblingspaßiergang auf den Dof nach Seeburg, um sich an der Aussicht auf das Y zu laben.

Der Buchhändler gieng, nachdem er sowohl den Domine, als den Sebaldus, bis vor die Thür seines Ladens begleitet hatte, bedächtig in seine Schreibstube zurück, um zu überlegen, ob nicht eine Spekulation zu machen wäre.

Mynheer van der Kuit, war ein Buchhändler, der das Handwerk verstand, und trieb es auch als ein Handwerk. Ein Buch sahe er als ein Ding an, das verkauft werden könnte. Weiter kümmerte ihn nichts dabey. Aber hierzu wußte er auch alle Vortheile zu suchen, und noch besser sich dabey vor allem Nachtheile zu hüten. Dabey bemühte er sich nicht etwan um kleine gemeine Vortheile, z. B. für ein neues Buch einen pfliffigen Titel zu erfinden, über ein verlegenes Buch, nebst einer neuen Jahrzahl, einen neumodischen Titel zu schlagen, sich des Verlagsrechts eines zu übersetzenden Buches dadurch zu versichern, daß man es ankündigt, ehe es noch im Originale erschienen ist, u. d. gl. mehr. Nein! Mynheer van der Kuit spekulierte ins Große. Er war von weitem her, achtsam auf alles, was ihm einmahlt

dienen könnte, und that als ob die Leute, die er zu nichts zu nutzen wußte, ja selbst, als ob die Bücher die er nicht hatte, nicht in der Welt wären. Sein Hauptgrundsatz war, was er selbst brauchen könnte, müsse ein anderer nicht haben. Hiezu wußte er, oft durch die vierte Hand, Maschinen in Bewegung zu setzen, und konnte nachher ganz unbefangen dabey aussehn, als ob ihm die Sachen so ganz natürlichherweise in die Hände gelaufen wären. Es ist wahr, er handelte dabey nicht allemahl ganz genau nach den gewöhnlichen Grundsätzen der Ehrlichkeit und der Menschenliebe. Er hatte aber seine Partie dergestalt genommen, daß er, wo es hingehörte, von Ehrlichkeit und Menschenliebe ganz fein zu reden wußte, und da man ihm weder die Ehrlichkeit absprechen konnte, daß er seine Schulden richtig bezahlte, und auch eben so pünktlich eintrieb, noch die Menschenliebe, daß er keinen Bedürftigen ohne Almosen weggehen ließ, wenn jemand zugegen war, und keinen Schuldner verklagte, von dem er vorher sahe, daß er nicht würde bezahlen können; so war keinesweges zu beweisen, daß er, mit seiner Schlangenkugheit, nicht auch die Falschlosigkeit einer Taube verbinde.

Dieser Mann hatte es lange mit einer Art von Widerwillen angesehen, daß er bey dem Drucke, der
so

so gut verkäuflichen Werke des Kollegianten, nichts als nur der Namenleiber seyn sollte. Besonders war ihm dieses bey dem gelehrten Tagebuch aufgefallen, von welchem er monatlich eine große Anzahl Exemplarien, zu seinem Mißvergnügen absetzte, weil ihm bey jedem Exemplare einfiel, daß dieß Werk eigentlich sein Eigenthum seyn sollte, und nicht des Kollegianten, der nur die Kleinigkeit dabey that, daß er es schrieb. Indessen, da der Kollegiant ein reicher und angesehenener Mann war, der auch eine zahlreiche Bibliothek unterhielt, so mußte van der Kuit schon sein Mißvergnügen in sich schlucken. Da aber Sebalduß, ein armer unbekannter Fremder, das Eigenthum dieses Werks erhielt, sahe der erfahrene Buchhändler keinen Grund, warum er mit demselben auch ferner so viel Nachsicht haben sollte. Er setzte also bey sich fest, daß er dieses Werk einst ganz an sich ziehen müsse. Er hatte dem Sebalduß, zu diesem Behufe, einige wohlausgesonnene Vorschläge gethan, welche dieser, der in Geschäften ziemlich kurzichtig war, sich sehr leicht würde haben gefallen lassen, wenn nicht van der Kuit, welcher zu viel Absichten auf einmahl erreichen wollte, ihm zugleich ein paar Mitarbeiter hätte aufdringen wollen, die zwar nach van der Kuits, nicht
aber

aber nach Sebaldus Absichten arbeiteten. Er bekam also eine ausdrückliche abschlägige Antwort. Diese Widerspenstigkeit eines Autors brachte ihn nicht wenig auf, und bestärkte ihn in seinem löblichen Vorsatz, das Journal zu besitzen und zugleich nach eigenem Gefallen zu regieren.

Dieser Vorsatz, wobey er, nachdem er einmahl einen Schritte deshalb gethan hatte, seine Ehre interessirt glaubte, lag ihm beständig im Kopfe. Da er nun jetzt über das Schickjal von Sebaldus Uebersetzung spekulirte, und einestheils wohl erwog, daß sie möchte verkäuflich seyn, anderntheils aber auch Verdrißlichkeiten mit der Geislichkeit befürchtete, durch deren Kundschaft er so manche schöne vitzekundige Vermaaklykheeden, Verklaaringen und Leerreden verkaufte, so konnte er mit sich noch gar nicht einig werden, wie der Gewinn davon, mit rechter Vorsicht, und doch unbeschnitten könnte erlangt werden.

Mit einemmale sieng seine Spekulation an, einen andern Weg zu nehmen. Er sieng das Auge, krümmte die Unterlippe, legte den Zeigefinger der linken Hand an die Nase, und endlich schien es ihm ganz natürlich vor Augen zu stehen, daß durch diese Uebersetzung, auch wenn sie nicht gedruckt würde, das gelehrte Tagebuch sein Eigenthum werden

den mußte. Diese wichtige Entdeckung machte ihn unruhig, er gieng aus seiner Schreibstube in den Laden, aus dem Laden in die Schreibstube, schnalzte mit den Fingern, rückte die Perucke, zog die Beinkleider auf, rieb sich die Hände, eilte mit Sebaldus Uebersetzung nach Hause, die er, ohne ans Abendessen zu denken, ganz durchlas, die nöthigen Stellen mit einem Kniße bezeichnete, sein Projekt nochmals durchdachte, und sich darauf voller Zufriedenheit zu Bette legte.

Den folgenden Tag, bey früher Tageszeit, verfügte er sich zu Domine de Hysel, dem er die ganze Uebersetzung vorlegte, und ihm die Beschaffenheit des Buchs erklärte. Er las ihm zugleich alle die angezeichneten Stellen vor, in deren jeder er eine derbe Keßerey zu finden vermeinte. Er versicherte, er wisse daß Sebaldus gefährliche Absichten gegen die Landesreligion im Schilde führe, und daß er ein Socintaner sey. Er suchte zugleich den Domine zu bewegen, dieses gefährliche Buch der Obrigkeit anzuzeigen. Oder wenn man, aus Menschenliebe, dieß noch unterlassen wolle, so gab er zu verstehen, der Domine werde doch in seiner Gegenwart, dem Sebaldus, wegen seiner gottlosen Meinungen, die, wie er vernommen, auch schon hin und wieder in dem

dem Journale zu Tage lägen, stark das Gewissen
schärfen, und wenn dieses, wie zu befürchten wäre,
nicht helfen sollte, allenfalls bey der Obrigkeit zu-
gen, daß er einen Theil dieses bösen Buchs vorlesen
hören, und daß es habe zum Drucke befördert wer-
den sollen.

Wynheer van der Zuit, hoffte von dieser Rede,
die er wohl ausstudirt hätte, den erwünschtesten Er-
folg. Wider Vermuthen aber, antwortete Domine
de Zysel auf verschiedene Fragen gar nichts, und
erklärte endlich, mit zerstreuter Mine: daß er gestern
wirklich nicht recht acht gegeben, als der Hest vor-
gelesen worden. Im Grunde sey manches doch auch
nicht so schlimm, und könne besser ausgelegt wer-
den — — ob ers gleich auch nicht vertheidigen wol-
le — — Da das Buch noch nicht gedruckt sey, wäre
es ohnedieß zu hart, die Bestrafung von der Obrig-
keit zu verlangen. Er dürfe dem Herrn Nothanker ja
nur den Verlag abschlagen, — — welches er ihm
zwar auch nicht eigentlich rathen wollte — — Kurz,
er bäte ihn, zu glauben, daß er gestern gar nicht
acht gegeben habe, und niemand ihre heutige Unter-
redung zu entdecken — — er könne sich nicht
wohl in die Sache mischen. Und bey allen diesem
ließ er deutliche Zeichen der Verlegenheit merken.

Van

Van der Kuit konnte gar nicht begreifen, wie die Entdeckung eines Keikers, auf einen rechtsinnigen Geistlichen so wenig Eindruck machen könnte, denn er hatte gewiß geglaubt, ihn ganz bey seiner Schwäche zu fassen. Da er nun merkte, daß er den Beystand, den er gewiß von dem Domine zu erhalten hoffte, verfehlt hatte, und es nicht dienlich fand, demselben die wahre Ursach seines Antrags näher zu erklären, so gieng er, nachdem er sich dienstlich empfahlen, ziemlich betroffen, zur Thür hinaus.

Wollte der geneigte Leser etwan aus diesem Vorfalle schließen, daß Domine de Zysel heimlich heterodoxe Gesinnungen gehet, so würde er sich irren; denn der Domine, wollte an keinem einzigen Schlusse des Dordrechtischen Synods etwas geändert wissen.

Wollte man etwan vermeinen, der Domine habe die Meinungen des Buchs für unschädlich gehalten, und geglaubt, man könne sie dulden; so würde man noch das rechte Ziel nicht treffen, denn er war gar nicht geneigt sie zu billigen.

Kurzum, alles zu erklären, darf man nur wissen, daß Domine de Zysel, nachdem er den Zweck seiner theologischen Universitätsstudien, ein geistliches Amt, erreicht hatte, sich nunmehr, seine nothwendigsten Amtsgeschäfte ausgenommen, um geistliche Angelegenheiten

genheiten ganz und gar nicht bekümmerte, und daher, gegen Orthodorie und Heterodorie, gegen Duldung und Verfolgung, eigentlich ganz völig gleichgültig war. Er würde durch Aufmerksamkeit auf diese Dinge, auch nur an seiner Lieblingsbeschäftigung, an dem süßen Umgänge mit den lieblichen Musen Latiens, gehindert worden seyn. Er wendete alle seine Zeit auf das Studium der lateinischen Sprache, die er mit der gesuchtesten Reinigkeit schrieb. Besonders machte er die zierlichsten lateinischen Gedichte, und er hatte kürzlich einen Band davon drucken lassen, wovon er nur vor acht Tagen, ein schön gebundenes Exemplar, mit einer hineingeschriebenen, *Carmina elegiaco* abgefaßten Epistel, ad Seb. *Αποειρηχυροβολος* V. Cl. dem ehrlichen Sebaldus zur Recension gesendet hatte. Nun besürchtete er, daß wenn er sich in diese Sache, von der er ohnedieß keinen Zweck absah, mengen wollte, könnten seine Gedichte, für die er eine große Zärtlichkeit hegte, einem widrigen Urtheile ausgesetzt seyn; daher hielt er sich fürs sicherste, in dieser Sache nicht mit zu erscheinen.

Uebrigens sagte er darinn keine Unwahrheit, daß er vorigen Tag auf Sebaldus Vorlesung nicht Acht gegeben habe, denn da er kein Liebhaber von Prose, am allerwenigsten von holländischer war, so hatte er un-

termin

term' Lesen, eine sapphische Ode, auf den Dordrecht-
schen Synod, zu Ende bringen wollen, wozu ihm
noch ein paar Ausgänge von Strophen fehlten. Er
hatte also von dem Inhalte der Handschrift wirk-
lich nichts vernommen, und wußte es dem Buch-
händler schlechten Dank, daß er ihn damit bekannt
gemacht hatte, ja er würde sich vor demselben haben
verläugnen lassen, wenn er dessen Anbringen hätte
vermuthen können.

Van der Kuit gieng indessen voll Kopfschüttelus
über seine fehlgeschlagene Erwartung nach Hause,
als ihm plößlich einfiel, daß noch nichts verlohren
wäre, wenn Sebaldus nur glauben wolte, daß
Domine de Hysel wirklich gesagt hätte, was er, van
der Kuit, wünschte, daß er gesagt haben möchte. Er
kehrte also wieder um, und gieng zum Sebaldus,
den er nach dem gestrigen Spaziergang, und einem
ruhigen Schlaf, wohlbehaglich bey Durchlesung eines
neuen Buchs antraf, worinn er so viel gute Gedan-
ken, so viel menschenfreundliche Gesinnungen fand,
daß dadurch sein Herz, zu allen angenehmen Ein-
drücken geöffnet war.

Der Buchhändler erzählte ihm gleich, mit angenom-
mener ängstlicher Mine, daß Domine de Hysel erst die
Handschrift, und nachher ihn selbst habe zu sich holen

Dritter Theil.

F

lassen,



lassen, daß er ihm darinn viel gottlose Meinungen gewiesen, und sich hoch vermessen habe, den Uebersetzer bey der Obrigkeit anzugeben, um ihn zur Strafe zu ziehen.

Eine schreckliche Nachricht macht desto stärkern Eindruck, je mehr das Gemüth vorher dem Vergnügen geöffnet gewesen. Sebaldus war daher ganz betäubt, und da van der Kuit fortfuhr, gräßliche Märchen zu lügen, von der Strenge, mit der man in diesem Lande gegen die Ketzer verfare, daß man sie in Zuchthäuser bringe, zur Bestungsarbeit anschmiede, in entfernte Kolonien verbanne u. d. gl. so ward der gute Mann, der in Welthändeln ganz unerfahren war, und sich nie um die Verfassung irgend eines Landes bekümmert hatte, ganz außer Fassung gebracht, es stellten sich ihm zugleich, Dwanghuyzen, Puijma, der Seelenverkäufer, Stauzius, Wulkenträgerius, der Präsident, und alle widrigen Begebenheiten seines Lebens so schreckenvoll vor, so daß er den treulosen van der Kuit bey der Hand ergriff, und ängstlich ausrief:

„Ach mein Gott was ist das! Könnte ich doch nur aus diesem grausamen Lande entfliehen, ich wollte gehen, so weit mich meine Füße tragen könnten.“

Van der Kuit war eigentlich nur Willens gewesen, den Sebaldus, dessen geringe Weltkenntniß er übersah

überseh, durch einen eingebildeten Dreckschandel in solche Verlegenheit zu bringen, daß derselbe sich ganz in seine Arme werfen müßte, wodurch er denn seinen Zweck wegen des Tagebuchs und der unterzuschleibenden Mitarbeiter, desto leichter zu erlangen dachte. Da ihm aber Sebalduß, aus übertriebener Keuschlichkeit, noch ein sichereres Mittel an die Hand gab, so faßte er, als ein weltkluger Mann, gleich dessen Gedanken auf, und sagte mit treuherzig scheinender Mine:

„Er glaube, in der That, es sey für ihn kein Heil, als in einer schnellen Flucht zu finden.“

„Freylieh!“, rief Sebalduß, herzlich beklemmt, „ich muß weg! Aber wohin? Wie soll ich so schnell und auch unerkannt aus dem Lande kommen. Ich weiß weder Weg noch Steg, habe auch kein Geld! Nach Ostindien zu gehen, habe ich allen Muth verloren. Nach Deutschland? Wie soll ich dahin zurückkommen? Großer Gott! was wird aus mir werden!“

Diesen Zeitpunkt nahm van der Kuit wahr, ihn mit vielen schönen Worten zu versichern, daß ein jeder ehrlicher Mann, dem andern beystehen müsse. Er setzte hinzu, er wolle, mit eben der Ehrlichkeit und Freundschaft, mit der er ihn vor dem Unglücke

gewarnt habe, ihm nicht allein zur Flucht nach Deutschland behülflich seyn; sondern sogar auch mit Gelde helfen; wenn ihm Sebaldus nur den Vorrath und das Verlagsrecht der Werke des Kollegianten, besonders, des gelehrten Tagebuchs, abtreten wolle. Sie wurden bald um etwan hundert Gulden einig, worüber van der Kuit, mit der ihm eignen Thätigkeit in Geschäften, sogleich eine Verschreibung aufsetzte, und auch unverzüglich das Geld auszahlte.

Darauf eilte van der Kuit dienstfertiger weise, den Sebaldus unter fremdem Namen auf die Post nach Arnhem einschreiben zu lassen, verließ ihn auch hernach nicht einen Augenblick, bis er ihn den andern Morgen früh um sechs Uhr, nach dem Cingel *) gebracht, und ihn und sein weniges Gepäck wohlbehalten auf dem Postwagen sah.

Sebaldus fuhr in grosser Herzensangst fort, und sah sich beständig um, ob nicht ein Wagen mit Gerichtsdienern hinter ihm käme, um ihn einzuholen.
Diese

*) Ein Platz in Amsterdam, von welchem alle Morgen die Post nach Arnhem abfährt.

Diese heftige Gemüthsbewegung, hatte auf seine Gesundheit einen solchen Einfluß, daß er, als er Abends nach Arnheim kam, ein heftiges Fieber hatte. Er wollte sich aber, der eingebildeten Gefahr wegen nicht einen Augenblick aufhalten. Gleichwohl war es zu spät, als daß er noch wieder aus der Stadt kommen konnte. Er mußte also in großer Herzensangst die Nacht aushalten. Des Morgens aber, mit Tagesanbruch, gieng er in größter Eil, zu Fuß, nach dem zwey Stunden entlegenen ersten Klevischen Städtchen Sevenaer, wo er von Fieberhitze und Ermattung übernommen, liegen blieb.

Die Krankheit ward gefährlich, und da er nach etlichen Wochen zu genesen anfieng, war durch die Kosten der Reise, des Wirths und des Arztes, sein Geldvorrath fast gänzlich aufgezehret, so daß er, in großer Schwachheit und Armuth weiter schleichen mußte. So kurz seine Tagereisen waren, so mußte er fast immer, einen Tag um den andern, wegen großer Mattigkeit, liegen bleiben, bis er endlich, in einem Dörfchen, wieder vom Fieber ergriffen wurde, und als er sich nach einigen Tagen zu erholen anfieng,

F 3

nicht



nicht weiter konnte. Er ließ den Muth' gänzlich sinken, erwartete alle Nächte ruhig den Tod, bey Tage aber, hatte er kaum so viel Kraft, sich bis an den Eingang des Dorfs zu schleppen, wo er den Reisenden das Heck aufzumachen beflissen war, und von den wenigen Almosen, die sie ihm gaben, sein Leben, dessen er nun völlig satt war, kaum kümmerlich hinhalten konnte.

Ende des siebenten Buchs.

Achtes